

des Municipio von ihm auch zahlreiche gute Tafelbilder aufbewahrt werden. —

Da ich mich schon eine Woche lang in kleinen Städten herumgetrieben und meist nur recht bescheidene Unterkünfte gefunden hatte, wollte ich mich in Perugia ein wenig schadlos halten und quartierte mich im ersten Hotel ein, das am Ende der oben erwähnten Hauptstraße, also an der höchsten Stelle der Stadt liegt. Ich hatte ein prächtiges Eckzimmer, mit Balkonen nach beiden Seiten, von denen aus man sozusagen halb Umbrien überschauen konnte. Hier stand ich, als ich mit der Besichtigung der Stadt zu Ende war, und überlegte, was nun weiter zu tun sei. Vom Apennin in weitem Bogen umschlossen, grüßten Assisi, Spello, Foligno, Trevi herauf, und auch Montefalco war noch zu sehen. Ich wußte, auf der Straße, die nach dieser Richtung führt, lag etwa 5 Kilometer vor Perugia ein besonders berühmtes Etruskergrab, das Grab der Volumnier. Vor Jahren war ich einmal mit einem Auto daran vorbeigefahren und aus Trägheit nicht ausgestiegen, und mir kam vor, diese archäologische Sünde müßte ich endlich einmal gutmachen. So nahm ich denn zum letzten Mal meinen treuen Rucksack auf die Schulter — zum nicht geringen Erstaunen der Cameriera, die sich ein Zimmer mit Bad und ein ordentliches Trinkgeld mit einem Rucksackreisenden nicht recht zusammenreimen konnte —, wanderte noch einmal durch die Stadt, besah mir drunten in S. Pietro die berühmten, mit reicher Einlegearbeit verzierten Chorstühle, eines der schönsten Werke dieser Art, die es überhaupt gibt, und pilgerte dann über die frühlingssgrünen Hänge hinab bis zum Rand der Talebene und bis zum Etruskergrab, das aus neun wohlerhaltenen Kammern besteht. Mit den Einzelheiten seiner Ausstattung gab ich mich freilich nicht lange ab, denn einerseits war es Zeit auf den Zug, andererseits war ich von schönen Eindrücken und Bildern ohnehin übersatt. So war ich denn reif für die Heimkehr, und ohne allzu große Wehmut grüßte ich auf der Fahrt nach Florenz nochmal den Trasimenersee, wo sich der bunte Reigen dieser umbrischen Wandertage zum festgefügtten und dauernden Kreis zusammenschloß.

Umschau

Das neue mandschurische Kaiserreich

Der äußere Vorgang bei der Thronbesteigung des ersten Kaisers von Mandschukuo ist aus der Tagespresse in der Hauptsache bekannt. Über die Tragweite des Ereignisses vom 1. März 1934, dessen Schauplatz Changchun, die im Bau begriffene neue Hauptstadt in der Mitte zwischen Mukden und Charbin war, sind vielleicht einige Worte willkommen.

Die religiöse Feier hielt sich nach Möglichkeit an die altchinesischen Formen. Nur war sie viel einfacher.

Denn für die Amtsabzeichen und den Drachenthron mußte man eilig Ersatz schaffen; und Changchun läßt sich doch nicht vergleichen mit Peking, seinen Kaiserpalästen und seinem majestätischen Himmelstempel. Unter dem Schutz eines beträchtlichen Truppeneingebots fuhr Herr Puyi im Kraftwagen zum neuengerichteten Himmelstempel. Angetan mit einem blauen Gewand, das goldene Drachenfiguren zierte, brachte er seine Gaben dar, ein Amulett aus Jade, Reis, eine Rolle Seide und einige Becher Reiswein, und gab dem Himmel Kunde von dem großen Ereignis. Dann wurde das Staatssiegel überreicht. Wäh-

rend er es emporhob und mit dem Himmel und seinen Ahnen Zwiesprache hielt, opferten die Priester einen weißen Stier.

Die weltliche Feier nach europäischem Muster war kurz und eindrucksvoll. Genau um die Mittagsstunde nahm der Kaiser in Marschallsuniform im Zeremonienaal Besitz vom Jade-Thron, während ein Ehrensalue von 101 Schüssen gefeuert wurde und Flugzeuge ihre Kreise zogen. Er erließ auch einen Aufruf an sein Volk und an die Welt. Er will nach den Grundsätzen des Wangtao, des „Königlichen Wegs“, regieren mit der einzigen Absicht, seine Untertanen zu beglücken. Obwohl ihn engere Freundschaft mit Japan verbindet, sollen doch alle Staaten nach dem Grundsatz der „offenen Tür“ gleiches Entgegenkommen finden. Nach dreitausendjährigem Brauch gab er seiner Regierung eine sinnvolle Bezeichnung. Sie lautet Kang-teh („Friedvolle Tugend“) und wird wohl, wie es bisher üblich war, dem Kaiser selbst beigelegt werden. Changchun heißt fortan Hsinking.

Die nächstliegenden Folgen dieser Thronbesteigung sind klar. Es genügt, sie anzudeuten.

Der Bestand des neuen Staates hat eine weitere Sicherung erhalten, so daß man mit einer Rückgliederung ins chinesische Reich nicht mehr ernstlich zu rechnen braucht. Andererseits scheint auch die Gewähr geboten, daß er gegenüber der Schutzmacht Japan genügend Selbständigkeit behaupten wird. Mag auch die große Mehrheit der Bevölkerung die Trennung von China ungern gesehen haben, so wird sie sich allmählich damit abfinden, weil die Regierung mit japanischer Hilfe für Sicherheit des Lebens und Eigentums sorgt. Die Währung ist bereits neugeordnet und das Banditenwesen stark eingedämmt. Die Befriedung des Landes schreitet stetig voran.

Mandschukuo hat mit den schon angegliederten Gebieten der Innern Mongolei, Jehol und einem Teil von Chagar, fast die dreifache Größe Deutschlands und ist wegen seines fruchtbaren Bodens und seines Reichtums an Bodenschätzen unbegrenzter Entwicklung fähig. Es kann noch hundert Millionen Menschen aufnehmen. Wegen seines kalten Klimas kommt es für japanische Siedlung in großem Umfang weniger in Frage, obwohl der Plan besteht, in den

nächsten 15 Jahren eine halbe Million japanischer Bauern dahin zu verpflanzen. Aber warum könnten neben den vielen Millionen Chinesen nicht auch einige Millionen Koreaner einwandern, während sich die Japaner an deren Stelle in Korea setzen?

Man darf damit rechnen, daß die ganze Innere Mongolei, d. h. neben den genannten Provinzen auch Suiyüan, sich dem Kaiserreich anschließen wird. Schon hat man gegenüber China seine Selbständigkeit erklärt, und dieses hat, um den gefährdeten Besitz zu retten, Autonomie versprochen. Kenner der Lage erwarten sogar den Anschluß der Äußeren Mongolei, die gegenwärtig ein Sowjetstaat ist. Denn die unter russischem Zwang enterbten und vertriebenen Stammeshäuptlinge sowie die enteignete Lamakirche suchen eine Gelegenheit, das Sowjetjoch abzuschütteln. Mandschukuo würde dann über einem Drittel Europas an Umfang gleichkommen. Schon heute ist gegen das Vordringen des Bolschewismus ein Damm aufgerichtet und das russische Ostsibirien schwer gefährdet.

Die Thronbesteigung in Hsinking hat für den Hauptbeteiligten, den Kaiser, sicher noch einen tieferen Sinn. Ein Rückblick auf seine Geschichte wird uns dies verstehen lassen.

Als dreijähriges Kind war er 1908 unter dem Regierungsnamen Hsüan-tung auf den Drachenthron in Peking erhoben worden, der letzte Kaiser der Mandschudynastie. Nach der erzwungenen Abdankung des Herrscherhauses am 12. Februar 1912 verblieb ihm der Kaisertitel nebst einer Pension und dem Kaiserpalast als Wohnung. Am 1. Juli 1917 setzte ein General ihn wieder auf den Thron; aber schon nach 12 Tagen mußte er in sein Stilleben zurückkehren. In den Jahren 1919—1925 hatte er den Engländer Sir Reginald Johnston zum Erzieher und eignete sich englische Bildung an. Da jeder wohlerzogene Mann einen christlichen Vornamen führt, legte er sich den Namen Henry bei. Wir wissen nicht, ob er sich aus Überzeugung zu irgend einer Religion bekennt. Bei der Feier im Himmelstempel gab er sich ganz als Konfuzianer. Am 5. November 1924 vertrieb der „christliche General“ Feng Yü-hsiang den Kaiser aus dem Palast und erklärte den Kaiser-

titel für erloschen. Das geschah in klarem Widerspruch zum Abdankungsvertrag. Als mittelloser Bürger Henry Puyi lebte dann der Gestürzte im japanischen Pachtgebiet von Tientsin, bis er im November 1931 in Begleitung japanischer Offiziere nach Port Arthur übersiedelte. Im März 1932 ernannte man ihn zum Staatsoberhaupt von Mandschukuo.

Der nach altem konfuzianischen Zeremoniell auf den Thron erhobene Kang-teh tritt nun offen vor die Welt als chinesischer Kaiser, der nach 22jähriger Thronverwaisung die viertausendjährige Kaiserreihe und die Mandschudynastie weiterführt. Übrigens sind auch seine gegenwärtigen rund 35 Millionen Untertanen in ihrer überwältigenden Mehrheit Chinesen. Die übrigen bilden eine kleine Minderheit von Mandschu und Mongolen, die sich dem Chinesentum angeglichen haben, und von halbzivilisierten Nomadenstämmen.

Dem altchinesischen Begriff nach ist ein chinesischer Kaiser als „Sohn des Himmels“ unumschränkter Herr des Mittelreiches, ja der ganzen Welt mit ihren Göttern und Geistern, und steht im Rang unmittelbar nach dem Himmel und der vergötterten Erde. Dürfen wir nicht annehmen, daß der neue Kaiser im Bewußtsein dieser seiner Würde mehr erstrebt als seinen gegenwärtigen Besitz? Gerne würde man wissen, worüber er am Himmelsaltar mit seinen Ahnen stille Zwiesprache hielt. Auch diese waren anfangs kleine Fürsten. Schon 1616 nahm der Häuptling Nurhaci, als er erst über ein kleines Gebiet an der Grenze Koreas gebot, den Kaisertitel nach chinesischem Muster mit dem Regierungsnamen Tien-ming („Himmelsbestimmung“) an. Seine erste Hauptstadt war Yenden, östlich von Mukden. Der unbedeutende Ort wurde nachträglich, als der Sitz der Regierung schon nach Liaoyang und Mukden verlegt war, Hsinking („Aufsteigende Hauptstadt“) umbenannt. Und nun gibt der neue Kaiser seiner Hauptstadt den gleichen viel-sagenden Namen!

Ob solche Hoffnungen sich erfüllen, hängt natürlich nicht von Kang-teh allein ab. Japan hat erklärt, daß es nicht an eine Ausdehnung des Mandschustaaes südlich der Großen Mauer denkt. Es könnte aber bei günstiger Gelegenheit sich auch anders entscheiden. Peking,

Chinas entthronte Hauptstadt, ist mit seinem Los sicher unzufrieden. Der Gegensatz zwischen dem konservativen Nordchina und dem demokratischen und teilweise kommunistischen Süden läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Es gibt in Nordchina noch viele Konfuzianer alten Stils, und überall im Lande hört man Stimmen, die eine Rückkehr zum Konfuzianismus als Rettung aus der gegenwärtigen Not empfehlen; das konfuzianische Lehrgebäude verlangt aber das Kaisertum als Abschluß und Krönung. Im Mandschustaat wird Ordnung herrschen — dafür sorgt die dahinterstehende Macht Japans —, während in China der Wirrwarr zum Dauerzustand geworden ist. In ihrer Verzweiflung würden sicher viele südlich der Großen Mauer das neue chinesische Kaisertum begrüßen, um nach Jahrzehnten der „kaiserlosen, schrecklichen Zeit“ endlich zur Ruhe zu kommen.

Alfons Vöth S. J.

Sauberkeit in Buchbesprechungen

Noch 1927 hatte Fritz Eckardt im Vorworte seiner von beachtlicher Sachkunde zeugenden Schrift „Das Besprechungs-wesen“ (Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig) die Hoffnung ausgedrückt, es werde auf diesem Gebiete endlich gelingen, „die seit Jahrzehnten umstrittenen und als reformbedürftig erkannten Verkehrssitten in sichere Bahnen zu lenken“. Aber durch den ganzen Jahrgang 1933 des „Börsenblattes für den Deutschen Buchhandel“ zog sich wieder eine lange Reihe von mehr als einem Dutzend Äußerungen über dieselbe, infolge der Wirtschaftsnot natürlich erschwerte Frage, und auch in andern Zeitschriften wurde sie mehrmals erörtert. Manches von den Darlegungen und wohl auch von dem, was sich ihnen gegenüber als Ergänzung oder Widerspruch aufzudrängen scheint, ist außerhalb der zunächst beteiligten Berufskreise für jeden Bücherleser von Bedeutung, mag er zu den dreißig unter hundert Käufern gehören, die nach einer Statistik von Diederichs durch Besprechungen angelockt werden, oder zu den viel zahlreicheren Nichtkäufern, die sich ebenfalls durch Besprechungen im Urteil über Bücher leiten lassen, oder mag er